

Spiel mit dem Feuer

„Wir werden Android vernichten, es ist ein gestohlenes Produkt“ – Patente belohnen den Erfinder, um Innovation zu fördern. Doch bei den Smartphones dienen sie als juristische Gefechts Waffen. Ein Besuch bei deutschen Akteuren und Experten der Prozesskriege

VON ANDREAS ZIELCKE

Kaum betritt man das Zimmer des Richters, fixiert sich der Blick Rechts an der Wand das riesige Bild eines prächtigen Wiener Kaffeehauses der Gründerzeit. Für einen Moment möchte man meinen, der Inhaber des Büros verliehre sich wohl gerne, wenn er von den Akten aufschaut, in einem nostalgischen Gegenraum zum nüchternen Ambiente der Amtsstube. Doch näheres Hinsehen belehrt einen sofort. Vorne im Bild, ganz nach unten gerückt, sitzen zwei betuchte Gestalten an grünen Tischen, jedoch verunstaltet durch groteske Schädel in hässlichem Grau, Honoratioren offenbar, die als abstoßende Parodien ihrer selbst dem ganzen Gemälde einen heftigen, beunruhigenden Ausdruck geben.

„Sind das die Anwälte, wie Sie sie im Prozess von Ihrem Richterstuhl aus sehen?“

„Nicht doch.“ Thomas Kühnen, der den Besucher in seinem Büro im Düsseldorfer Oberlandesgericht freundlich empfängt, hebt missbilligend die Augenbrauen. In der Tat kann er nicht im Verdacht stehen, Rätsel wie in diesem Bild von Andrea Bender, die sich als Schülerin von Jörg Immendorff und Dieter Krieg einen Namen gemacht hat, platt aufzulösen, gar zu Lasten der Akteure in seinen Verfahren. Weitere Kunstobjekte in dem Raum, darunter das Bild eines irisierend kolorierten Rückenaktes und drei abstrakte Skulpturen, machen vollends klar, welche Kennerschaft hier am Werke ist. Zusammen öffnen sie die Amtsstube in eine erstaunliche vierte Dimension von eigenwilliger Ästhetik. Jetzt erst bemerkt man hinten im Regal die massigen Prozessakten, die wie überall auf der Welt zwischen ältlichen, verschossenen Aktendeckeln herausquellen. Tja, es hilft nichts, hierin führen, und sei es nach den kunstsinntigen Höhenflügen, alle gedanklichen Wege des Prozessalltags zurück.

Und nie waren diese Akten schwerer und komplexer als jetzt, wo so erbittert um Patente gerungen wird, vor allem in der Mobilfunkindustrie. Seit etwa fünf Jahren steigt die Aggressivität, mit der sich ihre Global Player in die Haare kriegen, seit anderthalb Jahren sind diese Gefechte schließlich zum weltweiten „smartphone patent war“ hochgeschwelen. Apple, Samsung, Motorola, Microsoft, HTC, Nokia und die anderen Großen der Branche schlagen mit ihren Klagen um Patente und andere Schutzrechte aufeinander ein, als könnten sie sich nur noch durch einen wilden rechtlichen Stellungskrieg ihre Konkurrenten vom Leib halten.

Ist es der Sinn von Patenten, Sand in das Getriebe des Marktes zu werfen?

„Herr Kühnen, welche Rolle haben nationale Gerichte in diesem Kampf? In einem amerikanischen Verfahren zwischen Microsoft und Motorola schleuderte ein Kollege von Ihnen, der Richter James Robart, den Prozessparteien, die sich partout jeder vernünftigen Einigung widersetzen, er zürnt entgegen: „Das Gericht weiß genau, dass es als Bauer benutzt wird in einer globalen geschäftlichen Auseinandersetzung.“ Empfinden Sie denselben Frust?“

„Nicht wirklich. Es stimmt zwar, dass unsere Urteile im Patentrecht nur in Deutschland Rechtskraft haben. Aber dass wir die Vorgeschichte der Prozesse, die bei uns landen, ausblenden können, ist kein Nachteil, im Gegenteil. Da wir uns nicht um die taktischen Absichten der Kläger und Beklagten oder um Triumph und Niederlage der Streitparteien kümmern müssen, können wir uns allein auf den Streitgegenstand konzentrieren: Wird das Patent des Klägers durch den Beklagten nach deutschem Recht verletzt oder nicht? Kann er Schadensersatz beanspruchen? Kann er das Produkt seines Gegners verbieten lassen? Was da sonst an Interessen an dem Prozess hängt, wissen wir nicht.“

Keiner, der in diesem Metier zu Hause ist, käme auf die Idee, darin provinzielle Beschränktheit zu sehen. „Lassen Sie sich nicht von seiner Bescheidenheit täuschen“, hatte uns zuvor ein anderer Richter gewarnt, „Thomas Kühnen ist für ganz Europa eine der bedeutendsten Richterfiguren des Patentrechts.“ Jede Warnung macht einen erst recht hellhörig, aber wie Kühnen da in seinem Zimmer vor einem steht, ist von Selbstzufriedenheit, der bei Richtern und erfolgreichen Anwälten so verbreiteten Allüre, nichts zu entdecken – es sei denn, man sähe sein Prestige ganz ne-

benbei nach dem alten Satz bewiesen, dass es das erste Vorrecht von Prominenz ist, über der Kleiderordnung zu stehen: Mit seinem lilagestreiften Hemd und grünen Jeans legt er fast schon die betonte Lässigkeit eines Flaneurs an den Tag, weit entfernt von der konfektionierten Strenge eines Richters. Untertrichen wird der entspannte Eindruck noch durch den melodischen Gesang seines niederhiesigen Akzents. So leger kann hohe Juristerei daherkommen.

Doch alle Nonchalance erklärt natürlich nicht, warum es die Patentkammern des Landgerichts und in der höheren Instanz eben der Patentsenat des Oberlandesgerichts Düsseldorf unter Kühnens Leitung geschafft haben, über die deutschen Grenzen hinaus ein solches Ansehen zu erwerben. In Umfragen rangiert Düsseldorf regelmäßig auf Platz eins, gefolgt vom Landgericht Mannheim – bis dann irgendwann München, Berlin oder Hamburg auftauchen. Aber Kühnen ist entweder tatsächlich zu bescheiden, um dafür eine Erklärung geben zu wollen, oder er hält die Frage für müßig. Die Gründlichkeit des deutschen Rechtsdenkens, der Anspruch durchsichtiger Logik, das zügige Prozesstempo, all das besagt nichts über die spezielle Kompetenz in Düsseldorf. Belassen wir es dabei, dass hier für viele Patentkonflikte die Weichen gestellt werden, nach deutschem Recht zwar, aber mit modellhafter Wirkung.

Der Erfinder ist ein Poet, der mit technischem Material arbeitet

Also zur Gretchenfrage: Wird durch die Zehntausende von Patenten, die heute für ein besseres Smartphone angemeldet sind, und die daraus folgende aberwitzige Prozesslawine, die über alle Mobilfunkproduzenten hinwegrollt, nicht der Zweck des ganzen Patentrechts in Frage gestellt? „The patent system is broken“, darüber scheinen sich viele internationale Beobachter des Schlachtengetümmels einig. Das iPhone 5 von Apple war noch gar nicht auf dem Markt, da kündigen Samsung und HTC bereits an, es in Amerika und Europa mit Verbot anträgen zu attackieren. Ist es der Sinn von Patenten, das Getriebe des Marktes zu schmieren oder aber Sand hineinzuworfen?

Schnitt und kurzer Rückblick in die Geschichte: Mit bedeutungsschweren Worten tritt der ehrenwerte Anwalt Edward N. Dickerson vor die Jury des Zivilgerichts in Boston. Wir haben das Jahr 1851. Dickersons Mandant ist kein geringerer als Samuel Colt, der Erfinder des sechsschüssigen Revolvers. Um das exklusive Herstellungsrecht an dieser Waffe, die Colt mit allem unternehmerischen Zynismus als „Peacemaker“ auf den Markt gebracht hat, ist ein heftiger Streit mit der Massachusetts Arms Company entbrannt. Der Streit sollte zu einem der berühmtesten Fälle der Frühgeschichte des Patentrechts werden. Nun, im Sommer 1851, haben ihn die Geschworenen zu entscheiden. Wie aber können sie auch nur die leiseste Ahnung davon haben, wie wichtig es für Erfinder ist, ein abwehrstarkes Patent zu haben? Also hebt Dickerson an:

„Die Geschichte einer Erfindung sieht in der Regel so aus: Ein Mann, der über mehr Intelligenz als Besonnenheit verfügt, macht sich daran, eine technische Innovation zu entwickeln. Er ist ein Enthusiast, ein Poet, der mit Holz und Stahl arbeitet. Seine Hingabe ist völlig unerklärlich, bedenkt man, wie wenig er sicher sein kann, je für seine Zeit und Mühen entlohnt zu werden. . . Und dann kommen Leute, die ihm ein Patent verwehren, weil das ein Monopol sei. Aber der Erfinder nützlicher Dinge beansprucht kein Monopol. Am ehesten ist er mit dem Großen Schöpfer zu vergleichen. Mit der puren Kraft seiner Gedanken bringt er hervor, was nie zuvor existierte – so wie Minerva aus Zeus' Kopf entsprang. Er stellt es zur nützlichen Verfügung, bereichert damit das ganze Land und verlangt lediglich einen kleinen Anteil vom allgemeinen Gewinn seiner Erfindung. Darum muss sie patentiert werden.“

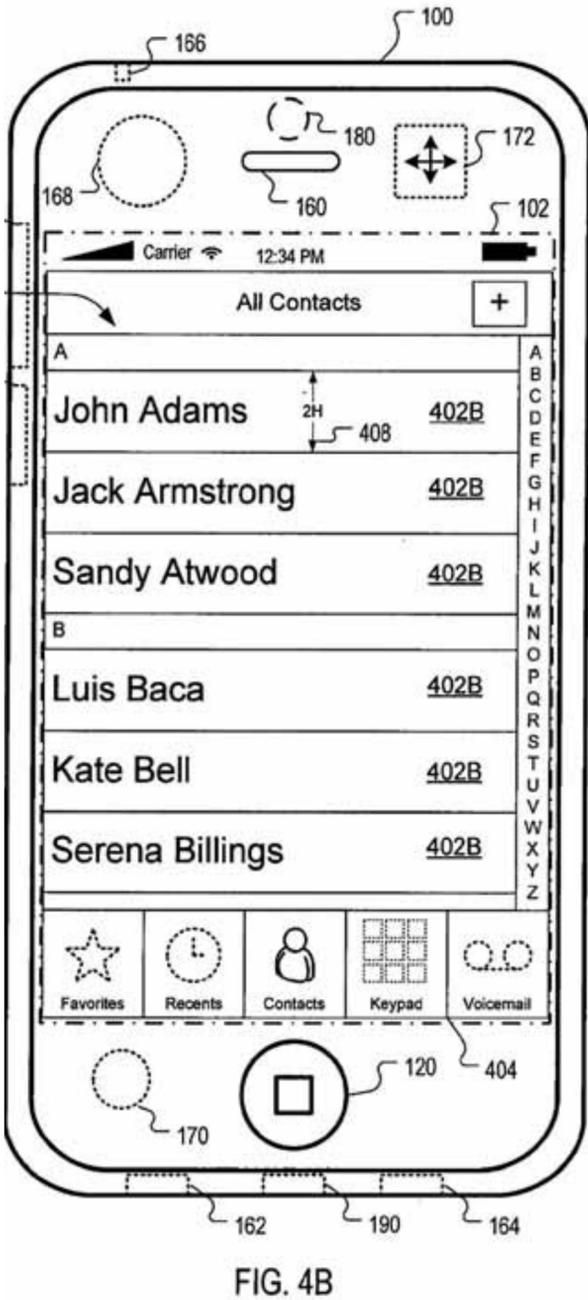
Zurück in die Gegenwart. Niemand zeichnet heute den Erfinder noch in dieser biedermeierlichen Idylle zwischen genialischer Schöpfungskraft und bescheidener Entgelthoffnung. Nicht nur, weil die meisten Patente längst auf der kollektiven Arbeit vieler Forschergruppen beruhen, sondern auch, weil von bescheidenen Erlöserwartungen keine Rede mehr sein kann. (Übrigens war auch schon Colt Bescheidenheit durchaus elastisch; er wurde, vor allem nachdem er den Prozess ge-

wonnen hatte, zu einem der reichsten Männer Amerikas.) Doch Dickersons Grundgedanke, der das Ausschussrecht des Patentinhabers gegen alle Wettbewerber rechtfertigen soll, ist bis heute gültig.

„Der Zweck“, so formuliert das Bundesverfassungsgericht mehr oder weniger wortgleich wie alle anderen höchsten Gerichte der Industrieländer auch, „der Zweck des Patentrechts ist es, den technischen Fortschritt zu fördern und den Erfindergeist für das Gewerbe in nutzbringender Weise anzuregen“. Die französische

ter aber als dieses Kriegsgeschrei wäre für die Stimmung im Prozess ohnehin Steve Jobs' großspurige Selbstbezeichnung aus dem Jahre 1996 gewesen, als er sich noch, in Anlehnung an Picassos berühmtes Diktum, als skrupelloser Meisterdieb stilisierte hatte: „Gute Künstler kopieren, große Künstler stehlen. Große Ideen haben wir stets schamlos gestohlen.“

Von der Polemik, für die diese Matrix aus Erfinden und Stehlen, Heuchelei und Aggressivität Stoff ohne Ende bietet, hielt man allerdings nicht nur die kaliforni-



So unschuldig die Konstruktionszeichnung als Teil einer Apple-Patentschrift aus-sieht, so schwer kann sie den iPhone- und iPad-Kopierern zusetzen. REPRO: SZ

Revolution hatte den Schwerpunkt noch auf das höchstpersönliche Moment gelegt, nämlich auf das „Menschenrecht“, über die Früchte der eigenen Erfindungen nach Belieben verfügen zu können. Aber auch in Frankreich setzte sich durch, wie überall auf der Welt, Patente primär als Anreizsystem für die allgemeine technische Fortentwicklung zu begreifen.

Kein Wunder, dass Hedgefonds ins Patentgeschäft eingestiegen sind

So schwer aber dieser Beitrag zum Fortschritt zu fassen ist, so offensichtlich ist, dass die Prozessmaschine auf dem Terrain des Patentrechts derzeit so heiß läuft wie nie – unnötig heiß. Der Streit um Patente, sagt Thomas Kühnen, setzt oft viel zu spät ein und wird dann um so gnadenloser, da in diesem Stadium für Kläger und Beklagte bereits allzu hohe Einsätze auf dem Spiel stehen. „Hätten die beklagten Firmen, statt es darauf ankommen zu lassen, ob ihre Produkte das klägerische Patent verletzen, es bereits im Erteilungsverfahren erfolgreich angegriffen, müssten sie sich kein Verbot der Produkte einhandeln. Sie spielen mit dem Feuer.“

Apropos Feuer: In dem kalifornischen Prozess, der Apple im letzten August das Urteil über eine Milliarde Dollar Schadensersatz gegen Samsung einbrachte, untersagte die Richterin den beklagten Koreanern, der Jury gegenüber die berüchtigte Wasserstoffbomben-Rhetorik von Steve Jobs zu zitieren. Der Apple-Chef hatte bekanntlich im Jahre 2010 Google den „thermonuklearen“ Krieg erklärt mit dem Ziel, das von Google an Apples Rivalen gelieferte Betriebssystem Android „zu vernichten, weil es ein gestohlenes Produkt ist.“ Brisant-

schen Geschworenen frei. Von ihr wollen auch die Anwälte der Smartphone-Industrie und der Professor für Innovationsmanagement, denen wir die Gretchenfrage ebenfalls gestellt haben, nichts wissen. „Auswüchse“ konstataieren sie alle. Doch das Problem legt sich jeder anders zurecht.

Joachim Henkel, der an der Münchner TU den Lehrstuhl für Technologie- und Innovationsmanagement inne hat, beschreibt die Entwicklung der letzten beiden Jahrzehnte so: „Im Unterschied etwa zur Pharmaindustrie kann in der Telekommunikationsbranche mit ihrer komplexen Technologie kein Hersteller mehr sämtliche Patente für ein Produkt haben; jeder muss im größeren Stil Lizenzen erwerben oder eintauschen. Also verlegt man sich auf strategisches Patentieren, meldet mehr Patente an als technisch nötig und häuft möglichst große Portfolios von Schutzrechten an. Es kommt zu einem Wettlauf der Patentaufrüstung. Das wiederum bereitet den Boden für neue Geschäftsmodelle. Je unabhängiger Patente von den technischen Bedürfnissen ihrer Inhaber werden, desto leichter können sich Unternehmen etablieren, die gar keine Hersteller, sondern reine Patentverwerter sind.“

„Das ist ja erst einmal nicht illegitim.“ „Richtig. Und gerade deutsche Gerichte nehmen Patente oder Gebrauchsmuster, wer immer ihr Inhaber ist, aus guten Gründen als Eigentumsrechte ernst. Trotzdem setzen solche Verwerter eine Dynamik frei, die das Patentwesen verändert. Denken Sie an ITC. Die haben das gesamte Patentportfolio der Mobilfunktechnik von Bosch gekauft. Interesse an der technischen Erfindung haben solche Unternehmen nicht. In vielen Fällen ähnelt ihre Stra-

tegie dem Handel mit Finanzderivaten. Kein Wunder, dass Hedgefonds in dieses Geschäft eingestiegen sind. Man spekuliert wie bei einer Call-Option auf den Wertzuwachs der erworbenen Patente. Besonders attraktiv ist, dass schon ein einziges Patent ausreichen kann, um den Verkauf eines Smartphone zu blockieren. Das gibt dem Inhaber eine enorme Verhandlungsmacht. Insgesamt zeigt die neuere Entwicklung, dass der finanzielle Ertrag aus geistigem Eigentum wesentlich höher sein kann als der aus der Produktherstellung selbst.“

„Kann man denn erlauben, ob die gewaltige Zunahme an Patenten und Patentverwertungen dem allgemeinen Innovationsprozess zugutekommt?“

„Ich bin überzeugt, dass das aktuelle Ausmaß an Patentanmeldungen und Streitigkeiten nicht mehr förderlich für Innovationen ist, sondern schädlich. Mein Mitarbeiter Florian Jell und ich haben einmal einen überschaubaren Fall untersucht, den Markt für Zeitungsdruckmaschinen. In Deutschland liefern sich im wesentlichen zwei Hauptkonkurrenten den Wettbewerb. Vor ein paar Jahren erhöhten die plötzlich die Zahl ihrer jährlichen Patentanmeldungen auf das Zwei- bis Dreifache, was hohe Kosten verursacht. Hinweise, dass dies von einem technischen Innovationsschub begleitet wurde, konnten wir jedoch nicht finden. Im Ergebnis: es würde Innovationen begünstigen, wenn die Zahl der Patenterteilungen deutlich reduziert würde vor allem dadurch, dass Prüfer das Erfindern der „erfinderischen Tätigkeit“ strenger auslegen.“

Prozesse sind wie Feuerproben für Patente. Hier wird manche Illusion korrigiert

Was meinen die Anwälte dazu? Zunächst: keine Namen, weder der Mandanten noch der Kanzleien, dürfen hier genannt werden. Das ist eine Frage der Diskretion und des Anwaltsgeheimnisses, vor allem aber der Tatsache, dass noch die kleinsten Anmerkungen, die die Firmen zu dem Krieg der Patente und Designmuster vertrauen lassen, in den Unternehmenszentralen formuliert und choreografiert werden. Liegen sich die Patentstrategen der großen Wettbewerber in den Haaren, dann ihre PR-Strategie nicht weniger. Am Ende kann der Imageschaden größer sein als der spektakuläre Prozessgewinn.

„Macht die immer filigranere, um nicht zu sagen haarspalterische Aufspaltung der patentierten Mobilfunktechniken und Features noch einen Sinn, außer dass sie zu immer gemeingefährlicheren Minen in dem Kampffeld werden?“

Die Anwälte lassen die Frage offen. Sie bestreiten allerdings, dass die Tendenz zum „Trivialpatent“ typisch amerikanisch sei, in Europa sehen sie dieselbe Entwicklung. Doch der Flut von Prozessen billigen sie durchaus eine positive Funktion zu: „Prozesse sind wie Feuerproben für Patente. Hier wird manche Illusion, dass man ein wertvolles, angriffs- oder abwehrstarkes Schutzrecht hat, korrigiert.“

„Wenn aber alle großen Mitspieler des Marktes über machtvolle Patentportfolios verfügen – warum einigt man sich dann nicht gütlich, bevor man sich die Köpfe einschlägt und noch dazu Millionen an Prozesskosten verschwendet?“

„Irgendwann rauft man sich zusammen – aber an welcher Stelle, zu welchen Konditionen? Erst dort, wo eine gerichtliche Verfügung richtig weh tut, ist der Zwang zur Einigung groß genug. Die Kontrahenten bewerten laufend den Prozessfortgang, da herrscht ein klares ökonomisches Kalkül. Sobald die juristische Konstellation den springenden Punkt erreicht hat, setzt sich die wirtschaftliche Vernunft durch und es kommt zum Vergleich. Im übrigen, die Prozesskosten fallen, so hoch sie erscheinen, gegenüber den mit Patenten zu erringenden Marktvorteilen nicht ins Gewicht.“

Während amerikanische Richter sich häufiger denn je genervt zeigen wegen des für sie undurchschaubaren Prozesskalküls der Streitparteien, sieht Thomas Kühnen dies, wie gesagt, gelassener. Sein Blick schweift woanders hin, nämlich zur Rolle der Patentämter auf der einen Seite und zum Bundesgerichtshof auf der anderen. „Patentämter sind in erster Linie Dienstleister der Patentanmelder“, erklärt er. „Dem hier ange deuteten Interessenkonflikt (die Patentämter leben von den Gebühren der Anmelder) gibt Joachim Henkel, der Münchner TU-Professor, einen scharfen Dreh: „Jedes fälschlich erteilte Patent kann die Enteignung eines anderen Erfinders bedeuten.“

„Zwischen dem Anspruch des Erfinders auf sein Patent und dem Interesse der Allgemeinheit an einer florierenden Innovationsentfaltung“, so lautet Kühnens Schlussfolgerung, „bedarf es eines wirksamen Ausgleichs. Juristerei ist immer auch eine Wertentscheidung. Insofern liegt es vor allem beim BGH als Revisionsgericht, darauf zu achten, dass das Patentwesen nicht aus dem Ruder läuft.“

Je mehr sich aber Patente auf dem Markt der Smartphones als Kampfmittel selbstständig machen, desto stärker läuft das System aus dem Ruder. Es scheint, als hätten sich sämtliche Hersteller ein zweites Zitat von Picasso ebenso zu eigen gemacht wie Steve Jobs seinerzeit jenes über Kunst als Diebstahl: „Malerei (sprich: eine geistige Erfindung) ist eine Waffe zum Angriff und zur Verteidigung gegen den Feind.“

HEUTE

Feuilleton
Was Krieg und Glücksspiel verbindet – Robert Lepages neues Stück bei der Ruhrtriennale 13

Literatur
Eine Literaturwissenschaftlerin sieht Schiller als Vordenker des modernen Rechtsstaates 14

Wissen
Der Zündfunke der Klimaforschung: Atombomben lieferten Daten über globale Strömungen 16

» www.sz.de/kultur

NACHRICHTEN AUS DEM NETZ

Wenn man mal einen Schritt aus dem Web zurücktritt und überlegt, was da so alles geschieht, dauert es nicht lange,

bis einem das digitale Treiben reichlich verrückt vorkommt. Diese Kultur des permanenten Teilens, dieser vermeintliche Zwang zum Mitteilen eigener Befindlichkeiten, der aus dem sogenannten sozialen Netz eine unvorstellbar mächtige Echo-kammer werden lässt. Doch wer dann Kritik übt an diesem Verstärker, wird schnell abgewatscht. Schließlich gilt das ostentative Sharing als große zivilisatorische Errungenschaft, als Emanzipation des Bürgers, als Selbstermächtigung der Massen. Aber kann man wirklich jedes Posting über das gerade eingenommene Mittagessen, jede Wichtigerei und jeden Shitstorm mit diesen großen Worten erklären? Oder steckt vielleicht doch ein wenig mehr, oder besser, weniger dahinter?

„Der Mensch ist ein Geständnistier. Es gibt ein Gebot, sagen zu müssen, was man ist, was man getan hat, wessen man sich erinnert“, wusste bereits Michel Foucault. Der Franzose erklärte das vor allem mit der Beichttradition des Katholizismus. Doch im frühen 21. Jahrhundert ist zwar das Symptom der Abbitte geblieben, der Grund kann im eher säkularen Cyberspace aber wahrscheinlich nicht mehr der gleiche sein. Wenden wir uns also den zuletzt arg gescholtenen Neurowissenschaften zu.

Vor einiger Zeit machte sich eine Harvard-Forscherguppe daran, die Kultur des Teilens zu erklären. Die Wissenschaftler verfrachteten dazu 212 Probanden in einen Magnetresonanztomografen und ließen sie darin mit ihren Smartphones spielen. Schnell wurde ersichtlich, dass Online-Aktivitäten wie das Checken von E-Mails oder das Scannen der Twitter-Timeline das Belohnungssystem des Gehirns stimulieren, der Neurotransmitter Dopamin wird ausgeschüttet. Mit anderen Worten: Wir werden high vom sozialen Netz.

Die Forscher verglichen den Effekt mit dem Spielen an einem einarmigen Banditen. Wer an der Empfängerposition ist, dessen Gehirn wird in einen Zustand der Erwartung versetzt. Oft sind es nur Nieten, manchmal ein kleiner Gewinn in Form eines klugen Gedankens oder eines nützlichen Links und ganz selten der große Jackpot. Dieses Warten auf den kommunikativen Hauptgewinn erklärt aber noch lange nicht das Foucaultsche Geständnisgebot. Den Probanden im Magnetresonanztomografen wurden ihre Gadgets wieder abgenommen, stattdessen befragten die Harvard-Leute sie nun zu Vorkommnissen des Zeitgeschehens, konfrontierten sie mit Zitaten anderer Menschen und fragten nach der eigenen Meinung. Es zeigte sich, dass die Dopamin-Ausschüttung der Versuchsperson am höchsten war, wenn sie nach ihren eigenen Ansichten gefragt wurden. Das Belohnungssystem springt sonst bei der Befriedigung elementarer Bedürfnisse wie Hunger oder Sexualtrieb an – doch, so die Schlussfolgerung der Studie, bekommen wir auch einen neurophysiologischen Kick beim Akt der Selbstoffenbarung.

Dank Harvard gibt es nun zwar eine Erklärung dafür, warum sich die Menschen so gerne selbst reden hören. Was die Forscher aber schuldig bleiben, ist die Antwort auf die Frage, warum dieses Phänomen ins Netz so viel stärker ausgeprägt ist. Immerhin, so das Ergebnis einer anderen Studie, reden wir in einem Offline-Gespräch nur zu einem Drittel von uns selbst, Konversationen im Netz dagegen drehen sich etwa zu 80 Prozent nur um den Redenden.

MICHAEL MOORSTEDT

Duden – ein Fall für die Arbeitsrichter

Im juristischen Streit um den geplanten Umzug des Duden-Verlags von Mannheim nach Berlin hat der Betriebsrat erneut eine Niederlage erlitten. Das Landesarbeitsgericht Mannheim wies den Antrag der Arbeitnehmervertreter auf eine einstweilige Verfügung gegen den Umzug ab. Im Streit bei Duden geht es nicht nur um den Standortwechsel, sondern vor allem um einen möglicherweise großen Stellenabbau. Am 2. Oktober beginnt am Arbeitsgericht das Hauptsacheverfahren. Das Unternehmen plant laut Betriebsrat, die Kündigungen in der zweiten Oktoberhälfte zu verschicken. Von derzeit 190 Mitarbeitern wolle das Bibliographische Institut nur etwa 50 Beschäftigte behalten – in Mannheim und Berlin. Das Unternehmen betont dagegen, die Zahl der von Umzug und Stellenabbau betroffenen Mitarbeiter sei unklar. DPA

Immer noch eins drauf

Keine Branche kennt auch nur annähernd solche erbitterten Schlachten um Patente und Design-Schutzrechte wie die Smartphone-Industrie. Seit dem Frühjahr 2011 hat vor allem Apple eine besonders aggressive juristische Offensive gegen seine Rivalen auf dem Markt gestartet – Rivalen in erster Linie, die das von Google gelieferte Betriebssystem „Android“ auf ihren Handys und Tablets verwenden. Insgesamt aber ist es ein weltweiter Kampf aller gegen alle. Das bislang spektakulärste Urteil hatte Apple am 24. August dieses Jahres vor einem kalifornischen Gericht erreicht, mit dem die Jury Apples Hauptkonkurrenten, den koreanischen Hersteller Samsung, wegen der Verletzung von Patent- und Designrechten

zu einer Schadensersatzzahlung von über einer Milliarde Dollar verurteilte. Apple gibt sich aber selbst damit nicht zufrieden. Am letzten Freitag beantragte die Firma, die Summe um weitere 700 Millionen zu erhöhen. Und auch dabei wird es wohl kaum bleiben. Ohnehin versucht Apple, über den Schadensersatz hinaus eine Reihe von Samsung-Geräten gänzlich verbieten zu lassen. Aber auch auf deutschem Boden setzt sich der Kampf der beiden Giganten fort. Am morgigen Dienstag, den 25. September, werden sie sich vor dem Landgericht Düsseldorf gegenüberstehen, um hier in ihrem Streit über das Design von Samsung-Tablets eine neue Runde einzuleiten.